



Modedesigner und ihre Produktionsstätten

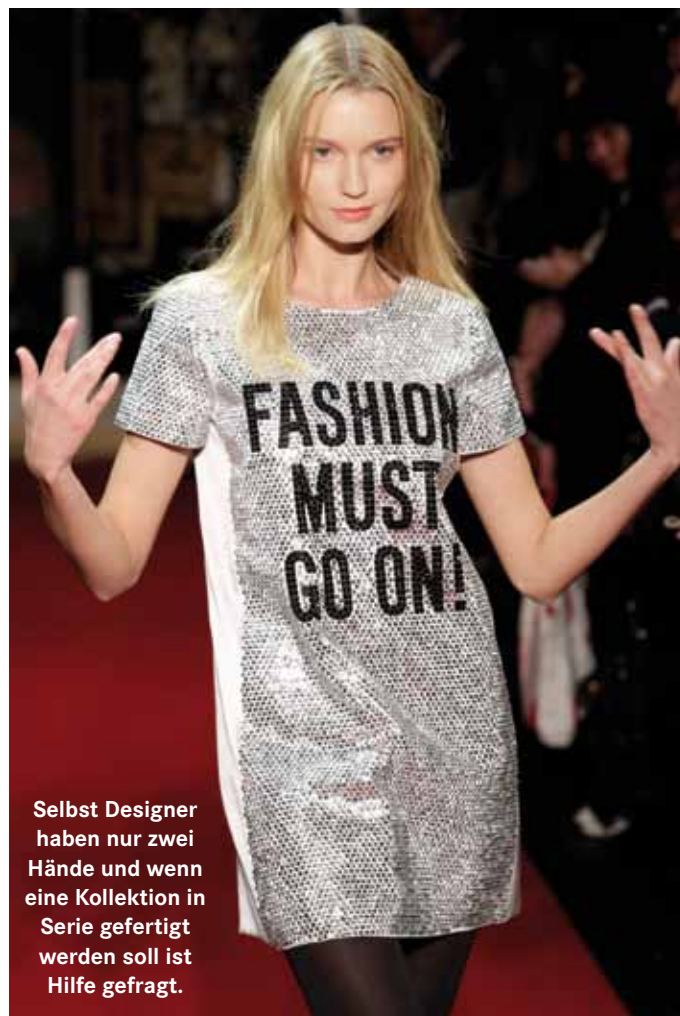
LASS MAL MACHEN

Modedesign. Das ist Glamour, das ist Eleganz – aber auch einer weißhaarigen Dame in Kittelschürze erklären, warum ein mühsam konstruierter Faltenwurf nicht einfach glattgebügelt werden darf. Designer sind auf externe Produzenten angewiesen. Eine aufwendige Stickerei auf der Bluse? Oder gleich ein ganzes gehäkeltes Kleid? In manchen Fällen muss man einfach andere machen lassen. Aber ist das, vor allem für junge Designer, die nur geringe Stückzahlen produzieren lassen können, wirklich so einfach?

DIE SCHNEIDERLEIN IM SCHATTEN

Was macht eine Produktionsstätte überhaupt?

Rrrrrrrrrsmmmmm. In einer Fabriketage in Berlin-Kreuzberg schnurren die Nähmaschinen wie liebestolle Katzen, im Nebenraum stehen Leute um ein Schnittmuster und diskutieren heftig. Nein, wir befinden uns hier nicht im Studio eines genialischen Designers, der letzte Hand an seine neue Kollektion legt, sondern bei Common Works, einer Modeagentur und Produktionsstätte. Und doch könnten die Sachen, die hier gefertigt werden, in ein paar Wochen von arrogant dreinschauenden Models über den Laufsteg getragen werden. Nur wird dann nirgends der Name Common Works zu lesen sein, denn der selbstverliebte Modezirkus vergisst gerne, dass im Hintergrund zahlreiche unsichtbare Helfer arbeiten. Selbst ein Designer hat eben nur zwei Hände und spätestens, wenn seine Kollektion in Serie gefertigt werden soll, braucht er Hilfe.



Selbst Designer haben nur zwei Hände und wenn eine Kollektion in Serie gefertigt werden soll ist Hilfe gefragt.

In Produktionsstätten arbeiten daher die ganz persönlichen Heinzelmännchen der Designer. Und es gibt dort viel zu tun: „Strickerei, Näherei, Färberei, Druckerei, Stickerei“, rattert Designerin Sonia Boessert vom Label Boessert/Schorn fast wie ein dadaistisches Lautgedicht die Dinge herunter, bei denen Hilfe vonnöten ist. Aber eigentlich ist das alles eine ziemlich nüchterne Angelegenheit: Eine professionelle Produktionskette besteht aus mehreren Schritten, an deren Anfang der Designer mit seinem Entwurf steht. In vielen Fällen macht dieser dann ein Schnittmuster, aber schon hier kann er andere beauftragen, zum Beispiel ein Schnittbüro.

Als Nächstes kommt eine Schneiderei oder Musternäherei ins Spiel, die das Schnittmuster in Stoff umsetzt. Und das wird später in beliebiger Zahl für die Serienproduktion wiederholt. Eventuell werden dann noch Bustiers bestickt, Shirts bedruckt oder Pullover gestrickt. Am Ende steht schließlich oft eine Produktionsagentur, die alles betreut

FOTOS: MOSCHINO/STEFAN KNAUER (1), COMMON WORKS (7)



Oben: Die Common Works Werkstätten in Berlin Kreuzberg.

Common Works:

von links oben: Jens, Stefanie, Katrin, Sara, Osamu, Ulrike.

2. Reihe von links: Jenni, Rabea.

3. Reihe von Links: Franziska, Odila, Marte, Juliane, Celina

und Qualitätssicherung betreibt – ganz ohne Glamour. Damit sind wir zurück in der Fabriketage in Kreuzberg. Common Works deckt fast alle Bereiche ab, von den einzelnen Handwerken über die Fertigung von Kleinserien bis zur Betreuung der Produktion. Alles, was selbst für sie nicht zu stemmen ist, geht an ein Netzwerk von anderen Betrieben. Dabei wird bei Common Works außerdem noch auf faire und umweltschonende Produktion geachtet. Gegründet wurde die Alleskönner-Agentur vor vier Jahren von Marte Hentschel und Odila Wüst. Marte kennt sich aus, sie hat nämlich selbst Modedesign studiert.

„Man hat ja als Designer eine Verantwortung, unter welchen Umständen die Sachen, die man entwirft, produziert werden. Und nach dem Studium habe ich ganz viel gesucht, aber keine Lösung gefunden.“ Diese Erfahrung kennen viele junge Designer. Nach dem Studium wollen sie sich selbstständig machen, doch die Infrastruktur fehlt. Wie findet man also die dringend benötigten Heinzelmännchen?

JUNG, KREATIV, SUCHT

Wie findet man eine gute Produktionsstätte?

Das Ergebnis einer kleinen Umfrage unter Modeschaffenden nennt folgende Wege für die Suche nach dem passenden Produzenten:

Unangefochten an erster Stelle: das allseits beliebte Googeln. (Das Problem: Leider sehen Websites von kleinen Handwerksbetrieben oft aus wie von 1996 – oder sie haben gar keine.)

Platz 2: andere Designer beizirzen, damit sie einem ihre Produktionsadressen verraten. (Die stehen in den geheimen Büchlein der Modeschöpfer, aber wenn dann die eine, tolle Couture-Schneiderin zufällig mal zum falschen Termin einen Bandscheibenvorfall hat, fällt gleich die ganze Fashion Week ins Wasser.)

Platz 3: eine Anzeige aufgeben. (Klingt romantisch, funktioniert tatsächlich, siehe den Abschnitt zum Thema Strick auf Seite 45.)

Platz 4: in der Adressdatenbank eines Qualitätssiegels nach Produktionsstätten suchen, wenn man vor allem nachhaltig produzieren will. (Zum Beispiel GOTS – für Global Organic Textile Standard – oder Bluesign, die umweltschonende und ökologisch faire Herstellung garantieren.)

Die fleißigen Helferlein sind ganz schön gefragt und ebenso schwer zu finden. Das liegt nicht daran, dass sie besonders scheue Kreaturen sind, sondern an knallharten wirtschaftlichen Faktoren. Ein junges Label, das schon ein paar Saisons dabei ist, vielleicht sogar auf der Berliner Fashion Week gezeigt hat, produziert immer noch zu kleine Stückzahlen für die meisten großen Zwischenmeistereien. Fünfzig bis hundert Teile – wenn es gut läuft. Für die Nähreibetriebe lohnen sich aber nur große Men-



gen, denn für jedes neue Teil müssen die Maschinen auch wieder neu eingerichtet werden. Es ist das alte Prinzip der Serienproduktion: Wenn in einem Betrieb zwanzig Schneider je nur eine Naht nähen, dauert die Herstellung einer Jeans unglaublich neun Minuten. Ein einzelner Schneider in einer kleinen Manufaktur braucht für die gleiche Jeans drei Tage. Deswegen gilt: je kleiner die Stückzahl, desto höher der Preis – sowohl für die Designer als auch später für den Hosenkäufer.

Marte von Common Works kennt die Problematik natürlich. „Ein einziges kleines Label hat vielleicht keine Chance bei einem größeren Produktionsbetrieb, aber wenn man zwanzig kleine zusammenpackt, wird es wieder spannend.“ Und das ist gut für beide Seiten: „Die kleinen Labels bekommen bessere Preise und die Betriebe können besser planen.“ Denn aus bösem Willen lehnen Produktionsbetriebe die Aufträge kleiner Labels nicht ab.

DEUTSCHES DESIGN MADE IN IRGENDWO

Ist es wirklich immer besser, im Ausland zu produzieren?

Die Modeproduktion ist ein Saisonsgeschäft. Im Grunde haben die Produktionsstätten nur einige Monate im Jahr wirklich viel zu tun – nämlich jeweils rund um die großen Messen sowie vor Beginn der neuen Saison, wenn für den Verkauf gefertigt wird. Den Rest der Zeit müssen sie sehen, wie sie über die Runden kommen. Es kämpfen also nicht nur die jungen Labels ums Überleben, vielen kleinen Produktionsstätten geht es genauso. Zudem gibt es, was die Textilindustrie angeht, ein gravierendes Nachwuchsproblem. Vor allem in Deutschland – ohnehin kein traditionelles Textilland.

In den 90er-Jahren wurde die Situation vollends desaströs, weil die großen deutschen Marken begannen, ihre Produktion nach Fernost auszulagern. Die textile Landkarte wurde hier ziemlich leerge-

Bei Nemona treffen sich alle: Modedesigner, Schneider, Schnitt-Techniker und Privatpersonen, die traditionelle Handarbeitstechniken beherrschen.

Unten: Sabine Hülsebus und Daniela Fleig, Gründerinnen von Nemona – Netzwerk für Mode und Nähen – bei einem Vortrag in Berlin-Neukölln.



legt. „Dadurch sind natürlich alle Zulieferer in Bedrängnis geraten. Jetzt gibt es nur noch ein paar Überbleibsel und denen kann man beim Sterben zuschauen“, erklärt Marte. Deutschland hat also, was Textilproduktion angeht, eine sehr löchrige Infrastruktur. Hinzu kommt, dass die Produktion hierzulande teurer ist als in vielen Nachbarländern. Deshalb wandern immer mehr Designer ins Ausland ab. Beliebte sind Polen und Bulgarien, dort sind die Fertigungskosten wesentlich geringer, trotzdem ist der räumliche Abstand nicht so groß, dass man die Kontrolle völlig aus der Hand gibt (wer schon einmal versucht hat, einem chinesischen Produzenten zu erklären, warum ein Firmenlogo nicht einfach in einer anderen Schrift gedruckt werden kann, weiß, wie wichtig das ist). In Polen existieren überdies wesentlich mehr Textilbetriebe, die auch besser vernetzt sind als hierzulande.

Ein regelrechtes Boomland für Textilproduktion ist die Türkei, nebenbei bemerkt auch der zweitgrößte Anbauer von Biobaumwolle der Welt. Es ist oft sinnvoll, dort produzieren zu lassen, wo auch die Rohstoffe sind, da die Infrastruktur vor Ort meist sehr viel besser ist. So auch in der Türkei. Allerdings bleibt für ein Start-up-Label die Idee von der billigen Produktion der ersten Kollektion am Bosphorus ein Wunschtraum. Weil die Betriebe dort so viel größer sind, haben geringe Stückzahlen überhaupt keine Chance. Womit wir wieder beim Thema „einfach“ machen lassen wären. Also vielleicht doch wieder in Deutschland suchen? Sieht es hierzulande mit der Vernetzung von Handwerk und Design wirklich so katastrophal aus? Inpolis, ein Unternehmen für Stadtmarketing und regionale Entwicklung, gab 2009 die Studie Cimon in Auftrag. Cimon untersuchte die Anzahl von Nähern und Designern in

Berlin-Neukölln und kam zu drastischen Ergebnissen: In diesem hippen Bezirk mit einer hohen Dichte an jungen Nachwuchsdesignern und Modeläden gibt es auf der Gegenseite so gut wie kein Schneiderhandwerk mehr. Das hat auch Marte beobachtet: „Ist ja klar, hier gibt es zehn Modeschulen, die jedes Jahr 100 Modedesigner auf den Markt werfen, aber nur drei betriebliche Ausbildungsplätze zum Schneider.“

In den Nachbarländern sieht es besser aus und dort wird auch von politischer Seite nachgeholfen. In Paris gilt die traditionelle Perlenstickerei beispielsweise als Kulturgut, in England fördert das British Fashion Council die Entwicklung einer typisch britischen Mode. Solche staatlichen Institutionen gibt es in Deutschland nicht – und so gut vernetzt wie in den traditionellen Modeländern ist man hierzulande ebenfalls nicht. Aber immerhin, die Modestadt Berlin geht nun mit gutem Beispiel voran: Sabine Hülsebus und Daniela Fleig haben Nemona gegründet, ein Netzwerk für Mode und Nähen in Berlin-Neukölln. Bei Nemona treffen sie sich alle: die Modedesigner, kleinen Schneidereien und Privatpersonen, die bestimmte Handarbeitstechniken beherrschen. Eines der ersten Produktionsunternehmen bei Nemona war übrigens Com-

mon Works, das die Designer auch gerne mal zu den Stoffrollen ins Auto packt, um mit ihnen zu den Produktionsstätten zu tuckern. Dort weiß man warum.

ICH KUCHEN, DU KRÜMEL

Ist das Handwerk wirklich Dienstleister des Designs?

Den Auftrag eines Labels an eine Produktionsstätte als hierarchische Weisung von oben anzusehen wäre ein grobes Missverständnis – das allerdings weit verbreitet ist. Nicht nur deswegen kann das Verhältnis zwischen Designer und Produzent durchaus kompliziert werden. Auf der einen Seite steht der modische Visionär, der Grenzen und Regeln gerne mal überschreiten will, auf der anderen ein Fachmann mit seiner Handwerkslehre.

Fortsetzung auf Seite 44



BOESSERT/SCHORN

Fortsetzung von Seite 14

Marte lächelt. „Klar gibt es das, dass eine 80-jährige Betriebsleiterin in weißer Kittelschürze alles merkwürdig findet und jede mühsam hineinkonstruierte Falte wieder herausbügelt.“ Allerdings sind die hypernervösen Jungdesigner mit ihrem spärlichen technischen Wissen für die Handwerker auch ziemlich anstrengend. Als Erstes muss also ein Vertrauensverhältnis entstehen. Im besten Fall wird die Arbeit zwischen dem Designer und dem Hersteller dann zum Pingpong, bei dem sie sich gegenseitig die Bälle zu spielen – nur dass sich der Ball bei jedem Mal ein kleines bisschen verändert.

Die Produzenten sind also nicht bloße Lohnkonfektionäre. So sehen das auch die meisten Designer wie etwa Sonia Boessert: „Austausch finde ich total wichtig. Nichts ist schlimmer als eine stocksteife, theoretische Idee, die am Ende auf Biegen und Brechen durchgeprügelt wird und nur auf dem Blatt funktioniert.“ Es empfiehlt sich also, den Rat eines erfahrenen Produzenten einzuholen, und das zudem so früh wie möglich, da viele Handwerkstechniken ja nicht erst in der Serienproduktion wichtig werden, sondern auch schon während der Mustererstellung.

Ohne Handwerk also kein Glamour und es ist auch nicht einfach, als junger Designer eine passende Produktionsstätte zu finden, die den kreativen Erguss in die Realität übertragen kann. Wie dies aber trotzdem möglich ist und dass man auf dem langen Weg von der Idee zum fertigen Teil auch einen Beitrag zur Völkerverständigung, Vollbeschäftigung oder zur Versklavung der eigenen Mutter leisten kann, zeigen folgende Beispiele.

STICKEN

Rumänische Tradition und verwirrte Postboten

Die Designerin Isabell de Hillerin verwendet Sticktechni-

ken, die so lustige Namen tragen wie Frottee-Stickerei (halb herausgezogene Fäden in Schlaufen, wie ein Handtuch eben) oder therapeutischer Teppich (eine Art dreidimensionales Muster, das eigentlich für Stuhllehnen verwendet wird). Die in München geborene Modemacherin hat rumänische Wurzeln und wollte schon in ihrem Studium mit traditionellen rumänischen Stick- und Webtechniken arbeiten. Doch als sie für ihre Abschlussarbeit nach Rumänien fuhr, war davon nichts mehr zu finden.

Was Isabell aus ihrer Kindheit kannte, wird heute nur noch für Souvenirläden gemacht. Ihre Mission war geboren: die alten Techniken bewahren und mit ihrem minimalistisch klaren Design verbinden. Nach langer Recherche, einem Roadtrip über holprige

Landstraßen und durch kleine Dörfer, fand sie schließlich einige Frauen, die die alten Techniken noch beherrschten. Doch die Arbeit war ein Kampf gegen die Zeit. „Bis es zur Produktion kam, hatten schon zwei von den Betrieben, die ich gefunden hatte, zugemacht. Und das innerhalb von vier Monaten.“ Isabell recherchierte nicht nur in Rumänien, für ihre Sommerkollektion 2013 reiste sie mit einem von der EU geförderten Tandemprogramm durch Moldawien. Auch hier bot sich das gleiche Bild: Das alte Handwerk war schon fast verschwunden.

Mittlerweile hat Isabell ihren festen Stamm an einzelnen Frauen und kleinen Betrieben gefunden, fast alle in winzigen Dörfern. Die Fashion Week ist da ganz weit weg. „Als ich erzählt habe, dass

die Kollektionen in Berlin und Paris präsentiert werden, waren die Frauen extrem eingeschüchtert. Man muss da ganz vorsichtig sein, um sie nicht zu überrumpeln.“ Aber das Vertrauen der Stickerinnen wuchs – sowohl in die deutsche Designerin als auch in den Wert der eigenen Fähigkeiten. Zur Fashion Week lud Isabell einige der Stickerinnen zur Show ein. „Das war ein ganz schöner Kulturschock. Zwei von den Frauen hatten ihr Dorf noch nie verlassen und mussten erst mal einen Pass beantragen. Am Ende der Show habe ich sie auch auf die Bühne geholt, das war für sie der Wahnsinn.“

Die größte Herausforderung neben dem Aufspüren der Handarbeiterinnen ist für Isabell die Organisation des Produktionsablaufs. Der Paketz-

FOTOS: DE HILLERIN (3), MATTI HILLIG (1), AMOS FRICKE (1), MAURICE LUCKETT (1), STEFAN KNAUER (1)



Designerin Isabell de Hillerin hat es sich zur Aufgabe gemacht alte rumänische Handarbeitstechniken zu bewahren um sie mit ihrem sehr klaren Design zu verbinden.



steller wollte zum Beispiel einfach nicht einsehen, dass es keine genauere Angabe als „Frau Soundso in Dorf Soundso“ auf dem Adressfeld gab. Im letzten Jahr veranstaltete Isabell erstmals auch eine Präsentation in Moldawien. Der Ansturm war groß, der gesamte Pressetross aus der Hauptstadt Chisinau reiste extra in das kleine Dorf. „Die Tatsache, dass jemand aus dem Ausland Interesse an ihren Techniken hat, ist dort etwas Besonderes. Dadurch wird hoffentlich geholfen, dass dieses traditionelle Handwerk nicht verloren geht und die Frauen in Moldawien mehr Arbeit haben.“

STRICKEN

Mit Castings zum Kaschmirschal

In den Herbst-Winter-Kollektionen dreht sich alles um warme Pullover, flauschige Schals und niedliche Bommelmützen. Schön für die Designer, dass

man Strickwaren in Deutschland noch verhältnismäßig einfach produzieren lassen kann. Die meisten Produktionsstätten für Strick liegen in Ostdeutschland, vor allem in Thüringen. Erste Adressen findet man natürlich im Internet oder über die IHK. Aber dann geht die eigentliche Arbeit erst los. Tanyel Cetin ist zusammen mit Natalie Kazmierczak Geschäftsführerin des Strickaccessoires-Labels Casimier. Sie machen Kaschmirschals, Mützen, Cardigans – und zwar in allen Farben des Regenbogens. Doch dem ging eine lange Suche nach der richtigen Produktionsstätte voraus. „Stückzahlen, Modelle, Garnbeschaffenheit, Finishing.

All das sind Dinge, die passen müssen und die viel Zeit und Geld kosten, bis man den richtigen Produzenten für das richtige Produkt gefunden hat. Im Extremfall braucht man für drei Mützenmodelle auch drei unterschiedliche

klassisch eine Anzeige aufgeben“, lacht Natalie. Nach den ersten Antworten auf ihre Annonce veranstalteten die beiden ein Strick-Casting à la „Casimier sucht die beste Rundschalstrickerin“. Und auch hier sind die Strickerinnen nicht einfache Maschen-dienstleister, sondern in den Designprozess eingebunden. Im Entstehungsverlauf werden die Teile hin- und hergeschickt, alle stricken parallel an einem Entwurf oder die Strickerinnen fangen an und Nathalie strickt weiter. Dass das allerdings nur bei der Mustererstellung geht, hat man bei Casimier schnell gelernt. Denn jeder Stricker hat einen ganz eigenen Drall in der Hand und selbst bei genau gleichem Muster und Garn sieht die Strickhandschrift bei jedem ein bisschen anders aus. Ein Schal hat deshalb immer nur einen Schöpfer.

HÄKELN

Kosten sparen durch Ausbeutung von Familienmitgliedern

Die unterschätzte kleine Cousine des Strickens, das Häkeln, ist manch einem noch als Horror aus Grundschulhandarbeitsstunden bekannt. In der Modeproduktion wird diese Technik sehr viel seltener eingesetzt als Strick und das hat einen ganz einfachen Grund: Im Gegensatz zum Stricken kann man Häkelarbeiten nämlich nicht einfach auf Maschinen auslagern. Es gibt schlichtweg keine industriellen Häkelmaschinen und man ist auf Handarbeit angewiesen.

Genau das mögen Derya Issever und Cimen Bahri, Gründerinnen des Modelabels Issever Bahri. Häkelarbeiten sind ihr Markenzeichen, so gut wie jedes Teil der beiden Designerinnen hat gehäkelte Elemente, manche bodenlangen Kleider bestehen sogar vollständig aus Maschenwerk.

Und Issever Bahri häkelt nicht nur mit Garn, sondern auch mit Lederbändern.

Aber in welchem abgeschiedenen Tal liegt die geheimnisvolle Manufaktur, in der die gehäkelten Prachtstücke produziert werden? „Tja, das macht eigentlich zu neunzig Prozent meine Mutter“, sagt Cimen. Die eigene Familie als Produktionsgehilfen anheuern? Eine grandiose Idee! „Manchmal bin ich zwei Tage bei meiner Mutter und dann machen wir von morgens bis abends nichts anderes als häkeln. Und natürlich kann ich ihre Geduld, weil es meine Mutter ist, total ausreizen“, Cimen grinst spitzbübisch hinter ihrer Teetasse hervor.

Die Familienfirma hat einerseits finanzielle Vorteile, aber auch andere Elemente machen die Konstellation für Issever Bahri spannend: nämlich der enge Kontakt und der Austausch mit denjenigen, die die Handwerkstechnik beherrschen. Alle Muster werden in enger Zusammenarbeit mit Cimens Mutter entwickelt, sie gibt wichtige Impulse durch ihr Know-how. Mit dem wachsenden Erfolg des Labels kommt aber auch Mama Bahri hin und wieder an ihre Grenzen. Macht nichts, sie verwandelt dann einfach ihren ganzen Freundeskreis in eine Häkelmanufaktur.

„In meiner gesamten Verwandtschaft und im Umfeld meiner Eltern beherrschen alle Frauen dieses Handwerk. Das ist bei denen gar ist nichts Besonderes, erst mit unserer Generation hat sich das verflüchtigt.“ Also merke: Im privaten Umfeld kann ungenutztes Produktionspotenzial schlummern, gerade wenn es um Handarbeitstechniken geht.

Der Kreativität sind offensichtlich auch auf der Suche nach einer Produktionsstätte keine Grenzen gesetzt. Na dann: Lasst mal machen!

Derya Issever und Cimen Bahri, Gründerinnen des Modelabels Issever Bahri.



Produzenten“, erzählt Tanyel. Ein Tipp: den Lieferanten der Wolle fragen. Der weiß genau, wer welches Garn gut verarbeiten kann.

Außer den maschinell gestrickten Teilen wird bei Casimier auch von Hand gestrickt. Für Handstrick können die Produzenten auch gut Einzelpersonen sein oder Kleingruppen von Leuten, die zusammen stricken. Und wie findet man die? „Wir haben ganz

Text: Annika Zieske, erschienen im Do-It-Yourself-Modemagazin CUT – Leute machen Kleider, Ausgabe 9, www.cut-magazine.com